

Dr. Raizl anerkanntermaßen die geistige Potenz dieses ganzen absolutistischen Regimes bildet. Die Tagespresse hat Dr. Raizl so ziemlich ganz für sich. Aber, bei allem angestammten Respect vor der siebenten Großmacht, bin ich im Zweifel, ob nicht — ähnlich wie unter Baden — all dieser journalistischen Liebe Müß' umsonst sein wird. Denn das Papier, auf dem die Zeitungen gedruckt werden, ist wohl geduldig, aber die Menschen, die in einem ordentlich regierten Staat leben wollen, könnten, nachdem die Regierung sie fünfzehn Monate lang mit papierener Politik genarrt hat, schließlich doch die Geduld verlieren.

Volkswirtschaftliches.

Der Verwaltungsrath der Lemberg-Czernowitzer Bahn mit seinem Präsidenten Ziffer an der Spitze ist bisher der einzige, welcher den Hofrath Hahn, dessen Mandat abgelassen war, zur Wiederwahl vorschlug und wiederwählen ließ. Wir hatten im Laufe der letzten Jahre mehrfach Veranlassung, uns mit der Verwaltung dieser Gesellschaft zu beschäftigen, welche, trotz wiederholter Remonstrationen in der Generalversammlung und in der Presse, alljährlich über fl. 60.000 Lantienmen einsteckte, obwohl seit der Verstaatlichung der Bahn die Geschäfte der Gesellschaft sich in ein paar Stunden Arbeit im Jahr bewältigen lassen. Schließlich hat der Verwaltungsrath dem Druck der öffentlichen Meinung und wohl auch der Regierung nachgeben müssen und seine Lantienmen von 10% auf 5% des Ertragsüberschusses reducirt, so daß er jetzt für seinen Müßiggang die Kleinigkeit von circa fl. 25.000 erhalten würde. Dies schien den Herren aber offenbar zu wenig, und so haben sie durch ein kleines Bilanzkunststück ihre Lantienmen doch auf fl. 29.000 erhöht. Das wurde folgendermaßen gemacht. Der Gesellschaft ist nämlich auf Grund der neuen Steuergesetze eine Steuer von circa fl. 80.000 auferlegt worden, wogegen sie recurriert hat, weil die Regierung nach dem Verstaatlichungs-Uebereinkommen verpflichtet ist, alle Steuern für den Betrieb der österreichischen Linien auf sich zu nehmen. Die Verwaltung hat den genannten Betrag als Steuerreserve vorgetragen. Würde die Steuerbehörde wirklich das Einkommen aus den verstaatlichten Linien besteuern, was das Verstaatlichungs-Uebereinkommen thatsächlich ausschließt, so müßte die Steuer nicht fl. 80.000, sondern mindestens das Sechsfache ausmachen. Es kann sich demnach nur um eine Meinungsdivergenz bezüglich der Besteuerung des wirklich steuerpflichtigen Einkommens der Gesellschaft handeln. In dem Gewinn- und Verlust-Conto fehlt die Post „Steuern“ unter den Ausgaben gänzlich. Das Unternehmen bezieht aber außer der Einlösungsrente noch andere Einnahmen: Dividenden von Localbahn-Titres, Uagio- und Zinsen-Einnahmen in der Höhe von circa fl. 550.000, welche zweifellos steuerpflichtig sind, und auf welche die Steuer gewiß nicht viel weniger als fl. 80.000 betragen wird. Die Bilanz ist demnach unrichtig. Denn die Gesellschaft hat eine unzweifelhafte Ausgabe von vermuthlich circa fl. 80.000 bei der Ermittlung des Reingewinnes nicht abgezogen, sondern die Actionäre irregulär mit der Angabe, sie reserviere fl. 80.000, während diese fl. 80.000 in Wirklichkeit keine Reserve für eine mögliche Zahlung, sondern, wenigstens zum größten Theil, eine unbedingte, alljährlich wiederkehrende Zahlungsverpflichtung bilden. Gegenstand des Steuerprocesses ist vermuthlich der, daß die von der Behörde auferlegte Steuer sammt Zuschlägen viel mehr als fl. 80.000 ausmacht, was die Verwaltung den Actionären gleichfalls verschweigt. Der Zweck dieses Vorgehens der Verwaltung ist ein sehr einfacher. Zunächst erweckt sie die Hoffnung in den Actionären, daß diese Steuerreserve nächstes Jahr frei werden und die Dividende erhöht werden wird. Dadurch erzielt sie eine falsche Werthung der Actien, welche sie speculativ ausnützen kann. Außerdem erwirkt sie dadurch, daß sie die Steuer vor der Lantienmenberechnung vom Reingewinne nicht abzieht, eine „Aufbesserung“ ihrer Lantienmen um circa fl. 4000. Der Steuerprocess wird wahrscheinlich mehrere Jahre dauern, die Verwaltung wird diese Reservierung also mehrere Jahre hindurch vornehmen und jedes Jahr um circa fl. 4000 Lantienmen mehr beziehen, als ihr gebührt. Wenn der Process endlich entschieden werden wird, und sie die Steuerpflicht nicht mehr verschweigen kann, so wird man die Steuer aus der vorgetragenen Steuerreserve nehmen und die Lantienmen wird nicht gekürzt werden. Es sei denn, daß diese Notiz der ehrenwerten Verwaltung einen Strich durch die Rechnung macht. Vielleicht sieht sich sogar der von der Regierung in die Verwaltung entsandene ehemalige Minister Dr. Rittner durch die von uns erteilte Aufklärung veranlaßt, seine Kollegen auf die Ungebürlichkeit ihres Vorgehens aufmerksam zu machen. Er wird doch nicht eine Lantienmen einstecken wollen, die ihm nicht gebührt.

Alljährlich, wenn die Bilanz der Südbahn kommt, da regen sich in Deutschland an verschiedenen Orten die Südbahnactionäre, bilden Comités und beschließen Resolutionen, wie der Südbahn zu helfen wäre. Im allgemeinen ist die deutsche Finanzwelt ja nicht dumm, aber was diese Südbahncomités zu beschließen pflegen, ist meist so confuses Zeug, daß man meinen muß, alles, was Deutschland an finanziellen Querköpfen aufzubringen hat, gebe sich in diesen Comités Rendezvous. Das mag auch stimmen, denn vor die Entwicklung der Südbahn seit langen Jahren verfolgt hat und vor zehn, vor fünf und noch vor einem Jahr nicht darauf gekommen ist, daß die Südbahnactien ihren Kurs nicht wert waren, und seine Actien behalten hat, der ist gewiß kein finanzielles Genie. Die Südbahn befindet sich durch die erst kürzlich besprochene Bewucherung seit ihrer Gründung in solchen finanziellen Nöthen, daß es für sie, wenn überhaupt, nur ein Heilmittel gibt: eine Reihe von Jahren keine Dividenden zahlen. Das ist aber natürlich nicht nach dem Geschmack der Actionäre. Und da haben sie nun der Rettungsmittel mehr als genug. Einmal verlangen sie, daß die Bahn nichts mehr investiere. Dann wollen sie, daß der Staat für die Berechnung der Steuer der Südbahn eine Ausnahme mache — durch Gesetz oder Verordnung ist ihnen gleich — und der Südbahn die Passivzinsen als steuerfrei passieren lasse, dann wieder, daß er auf die Bezahlung des Kaufschillingrestes verzichte, und anderes. Hat man so vom Staate alle möglichen Verzichtleistungen verlangt, die er nicht gewähren kann, so geht man zu den Obligationen-Besitzern. Sie sollen sich den Coupon, der ihnen schon einmal gekürzt worden ist, nochmals be-

schneiden lassen, sie sollen sich statt der mit großem Kursgewinn verbundenen, im Obligationentext aber ausbedingenen Verlosung den Rückkauf ihrer Titres zur Amortisation gefallen lassen, lauter Dinge, zu denen eben zwei gehören. Eine einzige der aufgestellten Forderungen ist nicht von vornherein undurchführbar. Das Verlangen, die Verzinsung und Tilgung der fünfprocentigen Prioritäten statt in Gold in Silber zu leisten, was nach dem Text der Obligationen vielleicht zulässig ist, und wodurch sich gegen eine halbe Million Gulden ersparen ließe. Aber auch da ist die Rechtslage sehr zweifelhaft, und die Verwaltung hat so oft erklärt, daß sie an der Goldzahlung nicht rütteln werde, daß dieses Beginnen zum mindesten den Credit der Gesellschaft sehr schädigen würde. Die Schädigung des Credits des Unternehmens ist auch der einzige Erfolg, den jene Comités erzielen können und auch schon erzielt haben. Die Besitzer der Obligationen sind erschreckt worden, haben große Verkäufe vorgenommen, und der Kurs der Südbahnprioritäten ist stark gefallen. Dadurch ist es der Südbahn unmöglich geworden, eine neue Prioritätenanleihe, welche sie beabsichtigte, jetzt aufzunehmen, und sie sitzt infolge dessen nur umso tiefer in der Linte. Wenn die Herren vernünftig wären, so würden sie ihre Comitésbeschlüsse aufgeben und dafür in der Generalversammlung beantragen: die Dividendenzahlung wird durch einige Jahre sistirt. Das könnte vielleicht helfen.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Gymnase, „Dégénérés“ von Probins; Théâtre de l'Antoine, „Coenblette“, „Les Gaietés de l'escadron“; Théâtre français, „Le Torrent“ von Donnay; Odéon, „Ma bru“. Berlin. Königl. Schauspielhaus, „Die Krone“ von Perfall; Schiller-Theater, „Die Frau vom Meere“ von Ibsen.

In der Hofoper gastierte Fräulein Huhn in Glucks Orpheus. Ihrer Erscheinung und Darstellung nach scheint sie für diese Rolle wie geschaffen zu sein. Mit nahezu männlicher Würde und Entschiedenheit stellte sie ihren Orpheus in wahrhaft classischen Zügen hin. In rein musikalischer Beziehung waren wir von Fräulein Walker gewohnt, manches besser zu hören, es bleibt vorläufig noch abzuwarten, inwieweit Fräulein Huhn einer Rolle mit vielseitigeren Anforderungen gerecht werden kann.

Wir haben am 4. Mai die beste Ffrolde gesehen, die je in der Hofoper erschienen ist. Frau Fränkel-Claus war in jeder Beziehung geradezu die ideale Verkörperung dieser interessantesten Frauengestalt der Opernliteratur. Den Groll, die Todesahnung und die Liebe Ffroldens wußte sie in so charakteristischer Weise zu einem Ausdruck zu bringen, wie er selbst von den besten Darstellerinnen (auch der Lilly Lehmann) nicht erreicht wurde. In der Geberde, dem Mienenpiel, in Ton, Haltung und selbst im Gang hat sie für jeden Satz den entsprechenden, ergreifenden Ausdruck. Es war, als hätte Frau Fränkel-Claus die Ffrolde nicht bloß gespielt, sondern unmittelbar erlebt, daher der großartige Eindruck ihrer Meisterleistung, der durch glänzende Stimmittel und vortheilhafte Erscheinung noch erhöht wurde. Wir kommen auf die in allen Details ausgezeichnete Vorstellung (unter Mahler) noch zurück.

Im Carl-Theater: Zuerst „Unter blonden Bestien“ von Max Dreyer, ein deutschhümelnder Spaß von rüder, schwer gestiefler Laune, den Frau Gruby, Herr Klein und Herr Schildkraut (dem man freilich keinen Liebhaber glaubt) in guter Haltung geben; dann „Das Dreieck“ von Oscar Friedmann, einem jungen Wiener, der pariserisch thut. Nun, Donnay braucht sich nicht zu beunruhigen, aber Herrn Engel und Herrn Pferhofer ist er schon auf den Fersen. Herr Korff läßt das Beste in seiner Rolle, wienerisch zu reden: die Freude an der Luderei, leider vermissen, Herr Schildkraut belustigt und Fräulein Glümer stellt eine gefällige Frau mit reizendem Behagen dar.

Im Deutschen Volkstheater hat „Die Haubenlerche“ zum zweitenmale das Wiener Publicum erobert. Sie wurde in einer neuen Besetzung wieder aufgefrißt. Herr Eppens gab den moralischen Bruder so wenig abstoßend und Herr Kramer den unmoralischen so liebenswürdig als möglich. Damit ist freilich nur das Geringste gesagt. Herr Kramer bringt, wie man bereits weiß, für Rollen wie den Windbeutel Hermann einen nicht alltäglichen Reichtum an Kunst mit. Er entzückt durch seine hinreißende Flottheit und verblüßt dabei umsomehr durch die sorgsame Abwägung der Details. Nur seine Fremdheit dem Dialect dieser Rolle gegenüber hat ihn diesmal zu einigen Momenten äußerer Unklarheit und Fahrigkeit verleitet. Die Fremdheit des Dialects hat auch andere Leistungen des Abends gefälscht, sogar Giampietros Thlefeld, der ganz aus der nothwendigen warmen Tiefe des Temperaments, aber eines urwienerischen Temperaments, geschöpft war. Eine Figur ganz echt in ihrer Localfarbe und im Charakter gab Herr Kethy; er war der Vollkommenste. Und die Haubenlerche selber? Sie war diesmal nicht die Hauptrolle: Fräulein Kethy unterschob ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Feinheit und brachte sie dadurch um ihren eigentlichen schauspielerischen Wert.

Madame Bruck aus Paris brachte mit ihrer Truppe die mittlere französische Bühnenkunst nach Wien. Ihre Francillon ist eine decorative Schönheit: ein ungebrochenes, undifferenziertes, im männlichen Sinn tem-